



tredition®

www.tredition.de

Lena Demeul

Leichtfüßig

geht nur mit aller Kraft

Roman

© 2021 Lena Demeul

1. Auflage

Dieses Buch erhebt keinen Faktizitätsanspruch. Die beschriebenen Personen und Charaktere sind frei erfunden. Ähnlichkeiten mit lebenden oder verstorbenen Personen sind nicht beabsichtigt. Sollte diese Publikation Links oder Hinweis auf Webseiten Dritter enthalten, so übernimmt die Autorin für deren Inhalte keine Haftung, da sie sich diese nicht zu eigen macht, sondern lediglich auf deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweist

Verlag und Druck:

tredition GmbH, Halenreihe 40-44, 22359 Hamburg

Umschlagentwurf: Margot Gemmeker

Umschlagmotive: © Shutterstock.com

ISBN

Paperback: 978-3-347-16008-8

Hardcover: 978-3-347-16009-5

e-Book: 978-3-347-16010-1

Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlages und der Autorin unzulässig. Dies gilt insbesondere für die elektronische oder sonstige Vervielfältigung, Übersetzung, Verbreitung und öffentliche Zugänglichmachung.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Prolog

Die Wahrheit kann Dich tragen oder vernichten

Aber manchmal geht kein Weg an ihr vorbei

Lea ist aufgeweckt und wissbegierig. Sie erkennt schon sehr früh, dass sie Liebe allein bei ihrer Großmutter und Anerkennung allein in der Schule findet. Ihre Eltern interessieren sich nicht sonderlich für sie und für ihre guten Leistungen. Ihr Weg ist für sie klar vorgezeichnet. Nach Abschluss der Schule soll sie in einer Fabrik arbeiten und Geld verdienen. Doch schließlich kommt alles anders.

Bei ihrer Bewerbung um einen Studienplatz am Institut Économique lernt sie Monsieur Claudius vom Personalrat der EWG kennen. Er entfacht Schmetterlinge in ihrem Bauch und ihren Wunsch, am Aufbau eines vereinten Europa mitzuwirken. Eine solch außergewöhnliche Karriere soll ihren Eltern die Sprache verschlagen und ihr die ersehnte Anerkennung bringen.

In Liebesbeziehungen ist die leidenschaftliche Lea unnachgiebig und blind. Dabei verliert sie ihr Herz an George, von dem so wenig weiß.

Ihr Weg zur ersehnten Karriere ist mühsam und ihre privaten Erkenntnisse führen sie in familiäre Abgründe. Als sich alles zum Guten zu wenden scheint, gerät sie in eine schicksalhafte Situation, die alles zu zerstören droht.

*

Leas Problematik verschmilzt mit der Komplexität ihres Alltags und wird Teil von Normalität. So war es möglich, die Geschichte leicht

und humorvoll zu schreiben, ohne dabei die Dramatik des zentralen Themas zu vernachlässigen.

*

Der Roman spielt in den 60er-Jahren im deutschsprachigen Gebiet Ostbelgiens, in Brüssel und London.

Belgien ist in drei Sprachgebiete unterteilt:

Das Gebiet der deutschsprachigen Gemeinschaft im Osten zieht sich in einem schmalen ländlichen Streifen entlang der deutschen Grenze.

In den angrenzenden Städten macht sich bereits der Einfluss der französischsprachigen Wallonie bemerkbar, die sich im Süden Belgiens befindet und bis Brüssel reicht.

Brüssel bildet die Sprachgrenze zwischen der Wallonie und dem flämischsprachigen Flandern im Norden Belgiens.

*

Brüssel war das Zentrum der Europäischen Wirtschaftsgemeinschaft, der heutigen EU. Das Berlaymontgebäude wurde zwischen 1963 und 1967 erbaut.

Die EWG spielte in den Köpfen der einfachen Leute kaum eine Rolle. Die Institution galt als abgehoben und unnahbar. Als junge Frau dort ein Praktikum absolvieren zu können, war unvorstellbar, einen Arbeitsvertrag zu erhalten, sensationell.

15. November 1966

Heute ist der Tag, an dem das Schicksal über mein weiteres Leben entscheidet.

Die ersten Sonnenstrahlen dringen mit solcher Kraft durch mein Mansardenfenster, dass die Eisblumen der klirrend kalten Nacht mit ihrer ganzen Pracht und Fülle langsam eine nach der anderen dahinschmelzen. Auch wenn ich es nicht verhindern kann, so traure ich jeder einzelnen dieser kristallinen, ineinander verschlungenen Eisblüten nach. Ich schaue ihnen zu, bis sie sich völlig aufgelöst haben und mir den Blick freigeben auf die mit wattebauschigem Schnee bedeckten Nachbarhäuser.

Ja, ich liege um 09.00 Uhr noch im Bett. Ja, ich schwänze heute den Unterricht. Ja, ich breche wieder eine Regel. „Regeln sind gut, solange sie Sinn machen“, sage ich mir. Heute werde ich Monsieur Claudius anrufen. Ein Telefonat, für das es sich lohnt, eine Regel zu brechen. Ob er sich noch an mich erinnert?

Ich starre an die Decke, schließe meine Augen und durchlebe im Geiste den schicksalhaften Tag, an dem Monsieur Claudius zum ersten Mal in mein Leben trat.

April 1965

Am Vorabend war ich noch einmal alle Einzelheiten und Szenarien des bevorstehenden Bewerbungsgesprächs durchgegangen. Vor Aufregung fand ich keinen Schlaf und hatte um 03:00 Uhr zum letzten Mal auf den Wecker gesehen. Als meine Augen sich öffneten, war es stockdunkel. Mit einem tiefen Seufzer brachte ich mich wieder in Schlafposition. Die nahe Kirchturmuhren schlug eins, zwei, drei, vier, fünf... „Gut“, dachte ich „da habe ich ja wenigstens zwei Stunden am Stück geschlafen.“ Doch die Uhr schlug weiter, sechs,

sieben. Auch jetzt, eineinhalb Jahre später, bebt mein Herz immer noch wenn, ich daran denke.

„Ich muss mich verhöhrt haben“, sagte mein Kopf. Meine Hand schlug automatisch auf den Lichtknopf meiner Nachttischlampe. Der Wecker zeigte viertel nach vier. Das beruhigte mich schlagartig. Doch bei genauem Hinhören tickte er nicht. Von einem Augenblick zum anderen war ich hellwach und spürte, wie mein Körper versuchte, sich mit aller Kraft gegen die Realität zu stemmen. Mein Puls schlug mir bis zum Hals. Ich rüttelte den Wecker, versuchte, ihm noch ein Ticken abzugewinnen, aber nichts regte sich. Alles Blut fiel mir aus dem Gesicht. Es war bereits 07:00 Uhr. Mein Bus fuhr genau jetzt los und ich lag im Bett. Von einer Sekunde zur anderen erfasste mich blanke Panik, ein Gefühl, das ich in dieser Intensität noch nie erlebt hatte. Die Spucke blieb mir im Halse stecken und übel riechende Magensäure stieg in meinen Mundraum. Ich schmetterte die Bettdecke zur Seite und rannte, als sei der Teufel hinter mir her, in den Waschkeller. In zehn Minuten war meine Katzenwäsche erledigt. Weitere zehn Minuten später stand ich an der Haustüre, raffte meinen Mantel, die bereits am Vortag gepackte und bereitgelegte Tasche mit dem Busticket und dem Einladungsschreiben.

Was nun? „Zunächst einmal raus hier“, dachte ich spontan, ohne zu wissen, wie es weitergehen sollte. Draußen blieb ich auf dem Treppenabsatz stehen und versuchte, mich zu beruhigen und meine Gedanken zu ordnen. Siebzehn Kilometer laufen, war keine Option. Wie also sollte ich nun in die Stadt kommen? „Wer hat denn hier überhaupt ein Auto?“ Mir musste etwas einfallen. Fremdgesteuert lief ich schnurstracks und wie selbstverständlich zu dem Rentnerehepaar Meyer auf die andere Straßenseite. Wir hatten kaum Kontakt und sie grüßten immer nur, wenn es sich nicht vermeiden ließ. Ich klingelte gleich mehrmals hintereinander,

so wie in einem Film, in dem es um Leben oder Tod ging. Ich sehe noch Herrn Meyer, der erstaunlicherweise um diese Uhrzeit aus- sah, als sei es mittags. Ich stutzte, denn ich hatte einen verschlafenen, zerzausten Mann im karierten Morgenmantel auf Filzpantof- feln erwartet. „Gott sei Dank, ist er angezogen“, dachte ich erleich- tert. „Nichts steht also einem sofortigen Aufbruch entgegen. Wir können sofort losfahren.“ Doch Herrn Meyers finsterer Blick holte mich schlagartig auf den Boden der Tatsachen zurück.

„Was um Himmels willen ist passiert, dass Du hier so Sturm klin- gelst?“, brüllte er mich an.

„Ich weiß nicht, wie ich Ihnen das auf die Schnelle erklären soll“, stotterte ich, „aber, wenn ich nicht um 08:00 in der Schule bin, werde ich keinen Ausbildungsplatz bekommen.“ Ich holte erleich- tert Luft, denn mit dieser Argumentation war klar, dass er mir hel- fen musste. Doch geschissen! An seinen Gesichtszügen erkannte ich, dass ihn das nicht die Bohne interessierte und ihm meine Lage völlig gleichgültig war. Wieder machte sich diese unbekannt hef- tige Panik breit. Ich musste ihn überzeugen. Verzweifelt schrie ich ihn an: „Mein Bus ist weg! Sie müssen mir helfen!“ Ich spürte, dass mein Geschreie völlig unangemessen war und Herr Meyer nun endgültig die Geduld verlor, denn er machte Anstalten, die Tür vor meiner Nase zu schließen. Wie wenn jemand mir den Strom abge- stellt hätte, fielen meine Schultern kraftlos an meinem Körper her- unter. Mit gesenktem Blick und einem illusionslosem *Bitte* setzte ich flehentlich nach. Doch auch das stimmte ihn nicht um. Jetzt meldete sich die Verzweiflung, die mich wie ein alter Freund im- mer mal wieder begleitete, von der ich aber wusste, dass sie mich kämpfen gelehrt hatte. Jetzt war ich wieder in bekannten Gewäs- sern. Jetzt beruhigte ich mich. „Samble Dich Lea.“

Und so, als müsste ich meinen erfolglosen Versuch noch irgendwie rechtfertigen, setzte ich kleinlaut nach: „Ich habe vor Aufregung

bis heute früh um 03:00 Uhr wach gelegen, bin dann eingeschlafen und wurde gerade erst wach“.

Als ich mich zum Gehen abwenden wollte, trat plötzlich die wasserstoffblondierte Frau Meyer in ihrem lavendelfarbenen Hausmantel in den Flur. Im Gegensatz zu ihrem Mann war Frau Meyer offensichtlich gerade erst aufgestanden. Dennoch wirkte sie frisch und ausgeschlafen. Sie schaute zuerst ihren Mann und dann mich entgeistert an.

„Worauf wartest Du?“ föhnte sie ihn an. Wir erschrakten beide. Rasch verschwand Frau Meyer im Schlafzimmer, brachte seinen Mantel, ein Portemonnaie und die Autoschlüssel. Dann bugsierte sie ihn aus der Türe.

„Rasch! Aber fahr vorsichtig“, rief sie ihm energisch hinterher, so als würde er ohne ihren Hinweis alle Verkehrsregeln missachten und unweigerlich auf der Intensivstation landen. Herr Meyer wusste offensichtlich nicht, wie ihm geschah, denn er ließ das alles mit einer Selbstverständlichkeit über sich ergehen, die mich normalerweise erstaunt hätte. Doch in dieser Anspannung verdrängte ich Fragen dieser Art.

„Na, dann wollen wir mal“, brummte er schließlich. „Mich fragt ja keiner.“ Bald standen wir vor seiner Garage, die er mit einer Hand und aller Kraft öffnete. „Er ist doch wütend“, dachte ich. Wut macht stark, sagt Oma Gertrud immer.

Endlich fuhren wir los. Er ließ den Motor an und in meiner Vorstellung würden wir in einer Minute von null auf hundert sein. Doch Herr Meyer war ein vorsichtiger Fahrer, ein sehr vorsichtiger Fahrer. „Regeln muss man nicht immer beachten“, dachte ich egoistisch und hätte sofort einem Fahrerwechsel zugestimmt und das Gaspedal übernommen. Doch mein Gerechtigkeitsgefühl war getrübt. Herr Meyer war ein guter Fahrer.

Während er versuchte, alles richtig zu machen und alle Verkehrsregeln und Geschwindigkeitsbegrenzungen einzuhalten, wollte ich meine Nervosität in den Griff bekommen. Gleichzeitig versuchte ich, mich mit Konversation bei Herrn Meyer zu bedanken, was sich angesichts eines stummen Fahrers jedoch als schwierig erwies. „Vielleicht interessieren ihn auch Themen wie Schule oder Karriere nicht“, dachte ich. Also versuchte ich es mit Mode, Freunde und Hobbys. Aber auch da stieß ich auf wenig Gegenliebe.

„Worüber unterhalten Sie sich gerne?“, fragte ich schließlich unverbblümt und hoffte, ein Stichwort für ein Thema zu bekommen, über das ich ihm etwas erzählen konnte.

„Halte einfach mal die Klappe“, murmelte Herr Meyer, der ganz offensichtlich morgens und speziell jetzt nicht unterhalten werden wollte. Ja, ich ging ihm auf die Nerven. Zu schweigen fiel mir äußerst schwer, doch ich riss mich am Riemen, denn ich wollte ihn nicht zusätzlich verärgern.

„Danke Herr Meyer. Ich melde mich bei Ihnen“, rief ich ihm beim Aussteigen zu, während Herr Meyer mit einer Handbewegung mürrisch darauf hinwies, dass ich endlich die Türe schließen solle. Ein tiefer Seufzer der Erleichterung bahnte sich seinen Weg aus meinen Brustkorb. Ich war rechtzeitig im Schulsekretariat, um mich anzumelden.

Vor der großen, doppelten Eingangstür standen gefühlte zwanzig weitere Schülerinnen und Schüler und warteten darauf, Einlass zu finden. Alle waren korrekt gekleidet, hatten sich gestylt und waren ausgeschlafen. Ich stellte mich etwas abseits und wartete angespannt, bis der nächste Aufruf kam.

„Du bist noch nicht dran“, nuschelte ein offensichtlich genervter

Junge, der auf der kleinen Mauer vor dem Gebäude saß. Er sah aus, als habe seine Mutter ihn abgesetzt, während sie zum Einkauf ging. „Das geht hier der Reihe nach. Also entspann Dich.“ Tatsächlich beruhigte mich seine Information, wenngleich ich die Art dieses Zwergs ziemlich unverschämt fand. Also eilte ich auf die Toilette, wusch noch einmal mein Gesicht, kämmte mein Haar, band es zusammen und ordnete meine Kleider. Es dauerte eine Weile, doch jetzt fühlte ich mich deutlich besser. Während ich mich zufrieden im Spiegel anschaute, öffnet sich hinter mir eine Toilettentür.

„Ich bin Ute und wer bist Du?“ Ich drehte mich um und reichte ihr die Hand.

„Ich bin Lea“, antwortete ich und freute mich über etwas Abwechslung. Ute schien noch nervöser als ich vorher. Sie stand keinen Augenblick still.

„Hoffentlich muss ich nicht noch lange warten. Ich war schon zweimal, na Du weißt schon wo“.

„Ich komme gerade vom, na Du weißt schon wo“, sagte ich und Ute verzog ihr Gesicht zu einem gequälten Lächeln.

Beim Rausgehen erzählte ich ihr, dass ich verschlafen hatte. Dabei drängte wieder dieses flaue Gefühl in meine Magengegend und versuchte reine Galle hochzudrücken. Doch ich schluckte den Unrat herunter.

Wir setzten uns neben den Zwerg auf die Mauer und verfolgten, wie er und andere aufgerufen wurden. Der Schulhof leerte und füllte sich wieder. Es sah so aus, als würde sich eine zweite Runde der ersten anschließen. Ute und ich waren jedenfalls die Letzten der ersten Runde. Das lange Warten und unsere Unterhaltung hatten meine Nervosität gezügelt und mich völlig abgelenkt.

Schließlich öffnete sich die große Doppeltür und eine energische Frauenstimme rief laut und vernehmlich: „Lea Reuter.“ Ich war so perplex, dass Ute mich anschuppte: „Na los!“

„Ich bin dran!“, schrie ich schließlich erschrocken, so als müsste auch der letzte Trottel im Umkreis von einhundert Metern diesen Aufruf mitbekommen.

„Ich drücke Dir die Daumen“, rief Ute mir nach. „Wäre schön, wenn wir beide einen Platz ergattern!“

Im Laufschrift eilte ich zum Eingang. Dabei achtete ich darauf, es nicht wie Rennen aussehen zu lassen und im ungünstigsten Falle noch hinzufügen. Für eine kurze Millisekunde sah ich mich im Geiste mit aufgeschlagenen Knien, zerzaustem Haar und schmutzigen Händen im Bewerbungsgespräch. Schnell verdrängte ich diesen Gedanken und stand in dem großen Eingangsbereich, von dem aus die Schulungsräume im Erdgeschoss ausgingen. Vor einem der Räume hatte man ein Schild mit der Aufschrift „JURY“ aufgestellt. Alleine der Name ließ keinen Zweifel daran, dass hier geprüft und selektiert werden würde. Bevor ich die Türklinke drückte, holte ich noch einmal tief Luft, sammelte etwas Speichel in meinem Mund und ließ die Zunge über meine trockenen Lippen fahren. Ich hatte überhaupt nicht darüber nachgedacht, wie es da drinnen aussehen mochte, schritt erwartungsvoll hinein und schreckte gleich zusammen. Der Raum kam mir vor wie ein Verhörzimmer aus einem schlechten Film. Hinter einer langen Tischreihe saßen vier Männer in dunklen Anzügen, strahlend weißen Hemden und wohlsitzenden Krawatten. „Sie sind ausgeschlafen“, dachte ich „...und werden sich bestimmt schon auf diesen Verhörtag gefreut haben.“ Die beiden Frauen trugen Kostüme, die offensichtlich jemand anderem gehört hatten. Irgendjemand hätte ihnen heute früh sagen müssen, dass sie so nicht vor die Tür gehen können. Der gesamte Raum war parfümgeschwängert. Jeder hier

wollte gut riechen, das stand fest. Doch diese Parfüms und Aftershave passten nicht zusammen. Dazu paarte sich der Eigengeruch eines alten Klassenzimmers, das Staub, Schweiß und altfeuchtes Papier in Tapeten und Holzschränken aufgenommen hatte. Unwillkürlich dachte ich daran, wie mir in der Kirche immer wieder von genau solchen Geruchsmixturen schlecht geworden war und die Haushälterin im Pfarrhaus mir, ohne dass ich mich wehren konnte, zusätzlich noch ein Taschentuch mit Eau de Cologne unter die Nase drückte. Diese Kombination hatte immer wie ein Beschleuniger dazu geführt, dass ich mir in der Pfarrtoilette die Seele aus dem Leib kotzen musste.

Während ich staunend und sprachlos dastand, bat einer der grauhaarigen Männer mich, auf dem Stuhl vor ihnen Platz zu nehmen. Irgendetwas in mir rebellierte.

„*Ich bin kein Verhörtyp*“, dachte ich. „Das wird auf keinen Fall so ein verdammtes Frage-Antwort-Spiel, bei dem die Fragen über Hop oder Top entscheiden und nicht meine Antworten.“ Also stellte ich mich auf ein Gespräch ein, das für mich zugegebenermaßen mit sechs Leuten, die alle etwas von mir erwarteten, schwierig werden würde.

„Wie heißen Sie und weshalb bewerben Sie sich hier?“, legte gleich die Dicke los.

„Das ist eine gute Frage“, dachte ich. „Jetzt kann ich einen Monolog liefern. Jetzt werden sich die harten Rhetorikstunden am Gymnasium auszahlen, auch wenn wir unsere Lehrerin Madame Pauline, manchmal verflucht hatten.“

Auf diese Frage war ich tatsächlich vorbereitet und wusste, was ich von dieser Ausbildung erwartete und weshalb ich gerade diese Möglichkeit gewählt hatte. Ich streckte meinen Rücken, hob mein Kinn, legte meine Unterarme auf den vor mir stehenden Tisch und

begann meinen Vortrag. „Mein Name ist Lea Reuter. Ich bin fünfzehn Jahre alt, habe eine Klasse übersprungen und bin bis jetzt am Gymnasium. Ich bewerbe mich um einen Studienplatz an diesem Institut, weil die Schwerpunkte, die Sie in Ihrem Lehrplan beschreiben, sehr genau zu meinen beruflichen Zielen passen. Wie Sie aus meinem Bewerbungsschreiben und den beigelegten Zeugnissen ersehen, gehören Sprachen und Betriebswirtschaft zu den Themen, die mir besonders liegen und die ich mir in meinem Berufsleben wünsche. Außerdem hoffe ich, dass es stimmt, dass ich nach einem erfolgreichen Abschluss gute Karrierechancen bei interessanten Unternehmen und in internationalen Bereichen haben werde. Ich freue mich auf ein Berufsleben, bei dem ich mit Menschen vieler Nationen in Kontakt komme. Insbesondere hoffe ich, mich zu einem späteren Zeitpunkt weiter qualifizieren zu können. Ich bin bereit, hart an mir zu arbeiten.“

Jetzt, da alles gesagt war, hoben und senkten sich meine Schultern erleichtert. Ich war mit mir zufrieden. Alle musterten mich und schienen darüber nachzudenken, was sie mich nun noch fragen wollten. Eine beklemmende Stille setzte ein, bis sich ein Mann aus der Jury meldete, der Alain Delon zum Verwechseln ähnlich sah. Er war mir zunächst nicht aufgefallen, doch nun, da er sich erhob, blieb mein Herz fast stehen vor Begeisterung. Er war offensichtlich der Jüngste in der Runde. Er sah so gut aus, dass er ohne Weiteres an der Fanposterwand in meinem Zimmer hätte hängen können. Ich bemerkte, dass ich ihn anstarrte und musste mich beherrschen, nicht rot zu werden. Zum Glück schien er es zu übersehen.

„Na, das war ja mal ein Plädoyer! Sie haben gute Noten, hätten also auch am Gymnasium bleiben und studieren können. Sind Sie nicht zufrieden mit Ihren Ergebnissen?“, fragte er schließlich. „Oh doch“, antwortete ich und hatte Mühe, mich auf die Antwort und

nicht auf Alain Delon zu konzentrieren. Ich musste mich zusammenreißen, denn in solchen Situationen fing ich leicht an zu plappern.

„Noten sind ganz grundsätzlich nicht wichtig für mich. Ich weiß, wo ich gut oder weniger gut bin, wo ich mich anstrengen oder auch mal locker lassen kann“, antwortete ich. „Mein Gott, war das jetzt eindeutig zweideutig?“, fragte ich mich. Meine Hände fühlten sich kalt und nass an.

„Ruhig, ruhig“, dachte ich und wusste, dass ich im Bruchteil einer Sekunde eine vernünftige Antwort geben musste. Ich leitete alles in mir in mein Gehirn.

„Aber Sie müssen mich einschätzen und dafür sind die Noten hilfreich.“

„Und weshalb ziehen Sie eine kaufmännische Ausbildung einem Studium vor?“

„Mein Vater hatte einen schlimmen Arbeitsunfall und wir wussten nicht, wie lange er arbeitsunfähig sein würde. Also musste ich meine ursprünglichen Pläne ändern und nach einer Ausbildung suchen, die mir eine echte Alternative bietet. Herr Zimmer, der Direktor unserer Grundschule hat mich beraten und mir bei der Entscheidung geholfen.“

„Wie geht es ihrem Vater jetzt?“, wollte Alain zu meiner Verwunderung wissen.

„Es ist besser gelaufen, als die Ärzte zunächst angenommen hatten. Er arbeitet seit einigen Monaten in Teilzeit.“

Alain Delon ging gedankenverloren zurück zu seinem Platz.

„Wir werten alle Gespräche aus und geben Ihnen in den nächsten Wochen eine Nachricht. Sie können gehen.“

„Entschuldigung“, sagte ich, „Ich habe auch noch ein paar Fragen an Sie, wenn Sie erlauben.“

Das schien alle zu überraschen, denn jetzt schauten sie sich etwas irritiert an, als hätte ich etwas Falsches gesagt.

„Wenn es sein muss“, sagte die Dicke. „Wie Sie sehen konnten, warten noch weitere Kandidaten darauf, sich hier vorzustellen.“

Ich zitterte und musste meine Füße in Schach halten, damit sie keinen Steptanz aufführten. Unter Zeitdruck schlug ich das inzwischen von meinen schwitzenden Händen angegammelte Faltblatt mit meinen vorgefertigten Fragen auf, überflog sie und wählte die Wichtigsten heraus:

„Welche Leistungskurse bieten Sie an?

Werden Praktika in den Brüsseler Institutionen angeboten und welche Voraussetzungen müssen dafür erfüllt sein?

Etwa zehn Prozent der Unterrichtsplanung ist nicht beschrieben. Was ist da vorgesehen?“

Wieder sahen sich alle an und erneut ergriff Alain das Wort: „Die Leistungskurse werden erst im zweiten Jahr festgelegt. Bis dahin sollen alle selbst herausfinden, wo sie ihre Gewichtung legen. Es werden Leistungskurse in allen relevanten Fächern geben, sodass jeder und jede nach der eigenen Ausrichtung qualifiziert wird.

Praktika werden bei der EWG erst im letzten Ausbildungsjahr angeboten. Hierfür muss man sich dann, genau wie jetzt hier, bewerben. Und wenn man Glück hat, ergattert man einen der begehrten Plätze. Auf alle warten im Übrigen auch sehr interessante und aussichtsreiche Praktika in der freien Wirtschaft. Wie ich sehe, haben Sie sich den Lehrplan wohl genau angesehen. Ja, es stimmt. Etwa zehn Prozent ist nicht beschrieben. Vorgesehen sind dort Lehrinhalte wie Knigge, Hauswirtschaft, Stressbewältigung, Rhetorik,

Personalführung. Ich hoffe, damit sind alle Ihre Fragen beantwortet.“

Auch wenn er mir damit signalisierte, dass nun endlich Schluss sein sollte und ich mich vom Acker zu machen hatte, musste ich noch einmal ausholen. Denn auch wenn es meine ganze Konzentration kostete, aus Nervosität keinen Unsinn zu reden, hätte ich zu gerne gewusst, wer dieser gut aussehende Mann war.

„Die Namen und Positionen einflussreicher Leute sollte man kennen“, so Oma Gertrud.

„Darf ich Ihnen noch eine letzte Frage stellen?“, überwand ich mich.

Die Mitglieder der Jury hoben die Augenbrauen, als habe man ihnen zur gleichen Zeit in den Po gezwickt. Ich bemerkte, dass ich nervte, aber da musste ich nun mal durch.

Alain stand wieder von seinem Platz auf. „Da bin ich jetzt aber mal gespannt.“

Ich wandte mich ihm zu und fragte: „Würden Sie mir bitte Ihren Namen verraten?“

Innerlich kniff ich die Augen zu, denn ich erwartete einen Rauschmiss. Die beiden ungleichen Damen schauten sich empört an. Ich hatte das Gefühl, wäre es nach ihnen gegangen, hätte man mich tatsächlich an die Luft gesetzt. Doch Alain lachte los. Er verließ den Tisch, kam zu mir herüber und gab mir die Hand. Sie fühlte sich stark und fest an, obwohl er sie offensichtlich bewusst nur leicht drückte.

„Ich bin Monsieur Claudius, arbeite im Personalrat bei der EWG, bin Mitglied im Aufsichtsgremium dieses Instituts und spreche hier Empfehlungen im Rahmen des Einstellungsverfahrens aus. Reicht Ihnen das als Auskunft?“

„Vielen Dank Monsieur Claudius“, sagte ich und musste darauf achten, ihn nicht Monsieur Delon zu nennen.

Nun wandte ich mich der gesamten Jury zu, denn alle entschieden, nicht nur Alain. Alle nahmen meine Verabschiedung kaum noch wahr. Ich musste ihnen tierisch auf die Nerven gegangen sein. Es schien, als seien sie froh, mich endlich losgeworden zu sein. Beim Herausgehen war für mich klar, dass ich mich auf jeden Fall für ein Praktikum bei der EWG bewerben würde. Ich wollte Alain wiedersehen.

15. November 1966

Immer noch fixiere ich die schrägen Decken meines kleinen Mansardenzimmers, löse mich jedoch langsam aus meinen Erinnerungen. Hochzufrieden hole ich Luft aus dem letzten Winkel meiner Lunge, um sie zufrieden wieder auszupusten.

„Heute ist es soweit. Ich werde mit ihm telefonieren.“

Staubsaugergeräusche und Möbelrücken brechen sich bedrohlich laut ihre Bahn vom Wohnzimmer über das Treppenhaus bis hinauf in mein Zimmer. Ich springe aus dem Bett und verschließe rasch die Tür, kuschele mich noch einmal in mein warmes Plumeau und schaue auf die neue Uhr, die Oma mir zu meinem fünfzehnten Geburtstag geschenkt hatte.

„Heute wird sich alles entscheiden!“ Bei dem Gedanken scheint mein Speichel aufgefordert, sich im Mund zu sammeln und meine Wangen zusammenzuziehen.

„Hoffentlich bekomme ich eine Chance bei der EWG. Hoffentlich verpatze ich es nicht.“

„Du kannst alles schaffen. Lass Dir von niemandem etwas anderes

einreden.“ Diese beiden Sätze sind mein Kampfslogan, Sätze, an denen ich mich klammere und die Herr Zimmer mir mit auf den Weg gegeben hatte.

Und wieder schweiften meine Gedanken aus der Gegenwart in die Vergangenheit. Diesmal zu Herrn Zimmer, für den ich tiefe Dankbarkeit empfinde. Er hat mir gleich zweimal einen Weg aus meiner Ausweglosigkeit in eine Zukunft voller Möglichkeiten gewiesen.

Dezember 1963

Der Tag der Zeugnisausgabe war für alle mit Erwartungen, Hoffnungen, Ängsten oder Freude verbunden. Da ich mit meinen Zeugnissen niemanden in meiner Familie beeindrucken konnte, legte ich selbst keinen großen Wert darauf. Alles, was mich von Anfang an bis heute an Schule fasziniert, ist mein Wissensdurst, mit dem ich alles wie ein Schwamm aufsauge und begeistert umsetze. Hier kann ich mir selbst beweisen, dass ich etwas kann, etwas wert bin. Und so begann auch dieser Tag für mich völlig unspektakulär.

Vor der Schule traf ich Karin: „Wir sehen uns gleich in der Aula“, rief sie mir zu. „Du bist ja sicher wieder Klassenbeste.“

„Kann sein“, antwortete ich mit einem Schulterzucken und genoss dennoch tief in meinem Inneren ihre Bewunderung.

Ich schaute mich um und suchte Monique. Schnell hatte ich ihren wunderschönen, feuerroten Haarschopf ausgemacht.

„Da bist Du ja. Ich habe Dir einen Platz freigehalten“, rief sie mir entgegen und zeigte mit ihrem Arm auf den Stuhl neben ihr.

„Das ist lieb von Dir. Karin kommt auch gleich“, brüllte ich zurück.

Alle schienen für diese kurze Wartezeit den gesamten Gesprächsbedarf der Woche aufgespart zu haben. Es herrschte Gekreische, Gerufe, Lachen und Getuschel. Hinter uns wurde es nun noch lauter. Wir schauten uns um und sahen, wie Karin sich Platz verschaffte.

„Ich hatte meine Jacke hierher gelegt. Wo ist sie?“, schnauzte sie herausfordernd in die Reihe hinter uns. Der kleine André hatte offensichtlich gedacht, seine Gelegenheit gefunden zu haben, sich bei den anderen hervorzutun.

„Keine Ahnung. Aufgestanden, Platz vergangen“, rief er ihr dreist mit einem gönnerhaften Lächeln entgegen. Dabei schaute er in die Runde, um sicher zu stellen, dass alle ihn wahrgenommen hatten. Alle anderen duckten sich. Offensichtlich war er der Einzige, der Karin nicht kannte. Er hätte sonst wissen müssen, dass sie bei der Klärung unangenehmer Angelegenheiten nicht zimperlich war. Also packte sie ihn am Kragen, zerzte ihn vom Stuhl und setzte sich hin. André saß nun im Fußraum, seine Brille lag ihm quer im Gesicht. Das Thema Bewunderung hatte sich damit für ihn erledigt.

„Da ist ja auch meine Jacke“, fauchte Karin ihn nun noch an und zog sie unter seinem Hintern hervor.

„Von wegen keine Ahnung! Zieh bloß Leine, Du kleiner Scheißer.“ Nun hatte André offenbar verstanden, dass er sich nicht weiter mit Karin anlegen sollte und schlich in die nächste Reihe.

Der Gong läutete 14.00 Uhr. Zwischenzeitlich waren offensichtlich alle da. Vom Mittag lag noch der Geruch von Kohlsuppe in der Luft. Das Lehrpersonal, angeführt von dem Direktor Herrn Zimmer, zog ein wie das oberste Gericht. Wie bei einem Filmriss war es von einer Sekunde zur anderen mucksmäuschenstill, und obwohl die Prozedur alle langweilte, hielt die Ruhe an. Ich wurde als die Erste meiner Klasse aufgerufen.

„Herzlichen Glückwunsch, Lea. Komm später bitte mal in mein Büro.“, flüsterte Herr Zimmer mir mit einem breiten Lächeln zu.

Monique wurde als Zweite aufgerufen und Karin als Achte. Na ja, dafür sorgte sie immer für Stimmung. Wir mochten sie, auch wenn sie ziemlich burschikos war.

„Doch gut, oder?“, rief sie Monique und mir zu, und wir zeigten beide den Daumen nach oben.

Eine gute Stunde später saß ich im Büro von Herrn Zimmer und hatte keine Ahnung, was er von mir wollte. Er hatte hinter seinem mächtigen Schreibtisch Platz genommen und schaute in seine Unterlagen.

„Du hast ausgezeichnete Noten. Was hältst Du davon, Abitur zu machen und später zu studieren? Hast Du darüber schon einmal nachgedacht?“ Dabei schaute er mich so freudig und aufmunternd an, als käme nichts anderes als ein *Ja* infrage.

Wie oft hatte ich schon darüber nachgedacht. Als ich eine Woche vorher meine Eltern gefragt hatte, ob sie das erlauben würden, hatten sie nur für ein paar Sekunden aufgehört, sich angesehen, beide den Kopf geschüttelt und dann ihr Gespräch fortgeführt. Ich war mir vorgekommen, als hätte ich einen humorlosen Witz erzählt.

„Ich würde schon gerne, aber das geht leider nicht“, sagte ich schließlich verschämt und bemühte mich, Herrn Zimmer mit meinem Blick nicht zu weiteren Ausführungen zu ermuntern.

Völlig verwundert schaute er mich an. „Warum nicht?“ Angespannt und in die Enge getrieben wie bei diesen Krimis, bei denen potenzielle Täter von der Polizei befragt werden, überlegte ich, was ich antworten sollte. Ich verbarg meine Hände in meinem Schoß. Schweißperlen sammelten sich ungefragt auf meiner Stirn, und am

liebsten hätte ich mich in Luft aufgelöst. Ich brachte kein Wort heraus.

„Willst Du oder willst Du nicht?“, legte Herr Zimmer ernster nach. Ein Entkommen schien es nicht zu geben, also wiederholte ich wahrheitsgemäß: „Ja, ich möchte schon, aber es geht einfach nicht.“

Das wollte Herr Zimmer offensichtlich so nicht stehen lassen, erhob sich von seinem Stuhl und setzte sich direkt neben mich. „Also, weshalb geht das nicht?“

Ich schämte mich, ihm zu sagen, dass wir uns das nicht erlauben könnten, denn das war meine Erklärung für das Verhalten meiner Eltern. Also beschloss ich, Tatsachen zu benennen: „Vorige Woche habe ich meine Eltern gefragt, aber sie haben mir nicht einmal geantwortet“. Dabei verspürte ich, wie mein Magen sich zusammenschnürte.

Herr Zimmer erhob sich von seinem Stuhl und ging gedankenverloren auf und ab, bis er mich einfach fragte: „Was würdest Du denn gerne lernen, wenn Du könntest?“

Diese Frage war so hypothetisch, dass ich frei heraus antwortete: „Keine Ahnung. Es gibt so vieles, das mich interessiert. Was meinen Sie? Wozu würde ich mich eignen?“

„Nun ja. Normalerweise sieht man Tendenzen bei den Schülern. Entweder sie sind stark in Mathe, dafür schwächer in Sprachen oder umgekehrt. Aus ihren Stärken lässt sich normalerweise schon eine Empfehlung abgeben. Bei Dir erkenne ich jedoch keine Tendenz. Du bist gut in Mathe, aber auch in der neuerlich begonnen Sprache französisch. Außerdem hast eine gute Auffassungsgabe. Du kannst alles studieren, was Dir Freude macht. Sprich noch einmal mit Deinen Eltern.“

Ich holte tief Luft und konnte nicht glauben, dass er es nicht verstanden hatte.

„Es tut mir leid, aber das kann ich nicht“, sagte ich nun mit fester Stimme: „Meine Mutter und mein Vater arbeiten hart, und wir könnten uns das wahrscheinlich nicht erlauben.“ Mit einem tiefen, erleichternden Seufzer beschloss ich die Sache und hoffte, mit meiner entlarvenden Ehrlichkeit eine Erklärung abgegeben zu haben, eine für jedermann verständliche, eine unumstößliche, eine selbsterklärende und endgültige.

Doch Herr Zimmer ließ nicht locker: „Bis zum Abitur kostet es nicht viel und danach könntest Du vielleicht nebenher arbeiten und etwas dazu verdienen.“

Ich spürte, wie mein Puls Fahrt aufnahm. Diese beiden Sätze waren der Schlüssel. Sie waren die Lösung des Problems und der Fingerzeig in meine Zukunft. Der Knoten in meinem Magen löste sich wie von selbst. Mein Körper fühlte sich an, als fließe Sprudel durch die Adern. Unwillkürlich schossen mir Tränen der Freude in die Augen und ein tiefer Seufzer blies alle Last aus meinem Körper.

„Meinen Sie das wirklich?“, fragte ich ungläubig und mit zitternder Stimme. Meine Hände waren schweißnass und diesmal freute ich mich über die Schweißperlen auf meiner Stirn. Sie mussten nicht abgewischt werden. Sie sollten dortbleiben und mir das Gefühl der unbeschreiblichen Leichtigkeit erhalten.

„Ich komme heute Abend zu Euch und spreche mit Deinen Eltern!“, sagte Herr Zimmer ernst, senkte entschlossen seinen Kopf und öffnet mir die Tür.

„Geh jetzt. Wir sehen uns heute Abend!“

Ich ging hinaus und war froh, frische, kalte Schneeluft einzuatmen. Der Schulhof war verwaist und wirkte fremd auf mich. Alle waren

nach Hause gegangen. War das wirklich gerade passiert? Wollte Herr Zimmer tatsächlich mit meinen Eltern sprechen? Würde ich studieren dürfen? Wie würde das sein? Was würde ich studieren? Alles hatte Herr Zimmer gemeint, alles könnte ich, was ich wollte.

Jetzt nach Hause gehen, ging nicht. Ich wollte alleine sein, nachdenken, es mir ausmalen, nicht unterbrochen werden, einfach spinnen. Außerdem musste ich mich fangen. Ich wollte auf keinen Fall Herrn Zimmers Besuch zu Hause ankündigen. Meine Eltern sollten überrascht werden. Sie sollten es mit eigenen Ohren hören, dass Herr Zimmer mir ein Studium zutraute. Sie sollten endlich stolz auf mich sein, sich freuen und überwältigt sein. Sie sollten keine andere Wahl haben, als *Ja* zu sagen. Ich durchstreifte die verschneiten Wiesen eine kleine Ewigkeit und fühlte mich leicht und voller Zuversicht.

„Wo warst Du um Himmelswillen?“, wollte Mutter wissen, als ich zu spät zum Essen kam.

„Ich bin im Schnee spazieren gegangen“, antwortete ich vergnügt.

Meine Mutter schaute mich missmutig an. „Das sind ja ganz neue Töne. Das Essen verpassen und stattdessen spazieren gehen. Wir haben auf Dich gewartet. Sei demnächst bitte wieder pünktlich.“

Tisch abräumen gehörte wie waschen und bügeln zu meinen häuslichen Pflichten. Gerade spülte ich den letzten Teller ab, als die Türklingel läutete. Mein Herz wollte aussetzen. Ich zitterte vor Anspannung und Aufregung.

„Wer mag das denn sein?“, hörte ich Mutter sagen, die nichts ahnend zur Haustür ging. Ich lief rasch ins Elternschlafzimmer und schaute durch einen winzigen Türspalt in den Flur. Mutter öffnete die kleine vergitterte Luke in der Haustür und fragte Herrn Zimmer: „Sie hier? Was ist denn los?“

„Ich möchte Dich und Deinen Mann wegen Lea sprechen“, sagte Herr Zimmer. Die Vertrautheit, mit der er meine Mutter ansprach, verwirrte mich.

Fragen wie: „Kennen die sich? Wieso duzt er meine Mutter?“, gingen mir blitzartig und verstörend durch den Kopf. Doch Mutter stellte gleich die Positionen wieder klar. „Ich möchte nicht, dass Sie mich Duzen.“

„Oh, Entschuldigung. Natürlich nicht“, antwortete Herr Zimmer sichtlich irritiert. Ich lauschte wie eine Spionin und fühlte mich auch so. Immerhin hatte ich einen Pakt mit dem Besucher geschlossen, von dem meine Eltern noch nichts wussten und gerade offensichtlich ein Geheimnis erfahren, das mich stutzen ließ.

„Kommen Sie rein“, sagte Mutter laut und akzentuiert. Herr Zimmer trat ins Wohnzimmer und nahm in einem Sessel Platz. In der Zwischenzeit war ich wieder in die Küche geschlichen, als Vater aus dem Keller hochkam.

„Hat das nicht gerade geklingelt?“, fragte er mich.

Um Belanglosigkeit bemüht, antwortete ich: „Ja, Herr Zimmer ist hier.“

„Darf ich Ihnen einen Tee anbieten?“, fragte Mutter schließlich höflich, als Vater ins Zimmer trat, doch Herr Zimmer winkt ab.

„Ich habe gerade zu Abend gegessen.“

Angespannt und immer noch irritiert horchte ich an der Tür, als Herr Zimmer meine Eltern fragte: „Haben Sie das letzte Zeugnis Ihrer Tochter gesehen?“ Diese Frage ließ mich etwas schmunzeln, hatten meine Eltern doch noch nie eines meiner Zeugnisse auch nur angesehen, geschweige denn es kommentiert.

„Nein“, antwortete Vater so abwegig, dass man hätte meinen können, er habe etwas völlig Absurdes gefragt.

„Ist denn etwas nicht in Ordnung?“, fragte jetzt meine Mutter leise und gespielt besorgt.

„Etwas nicht in Ordnung?“, erstaunte sich Herr Zimmer. „Ihre Tochter hat großes Talent. Sie ist eine der besten Schülerinnen, die mir seit Jahren untergekommen ist. Sie sollte Abitur machen und studieren. Deshalb bin ich hier.“

Das schien meinen Eltern die Sprache verschlagen zu haben, denn plötzlich breitete sich eine eiskalte Stille aus, die eine gefühlte Ewigkeit andauerte. Herr Zimmer ließ meinen Eltern Zeit und dieses Schweigen zu.

„Das ist doch Unfug. Jetzt fangen Sie auch noch damit an“, erboste sich schließlich mein Vater. „Den Weg hätten Sie sich sparen können. Sie wird in ein paar Jahren heiraten und Kinder in die Welt setzen. Wenn sie klug ist, sucht sie sich einen Mann, der ihr ein angenehmes und sorgenfreies Leben ermöglicht. So läuft die Welt, Herr Zimmer und nicht anders. Weshalb sollten wir also kostbare Jahre auf ihr Einkommen in einer Fabrik verzichten? Können Sie mir das einmal sagen?“

Mein Körper erstarrt heute noch und ich erinnere mich, wie meine Luftblasen zerplatzen. Ich war wieder in der Realität angekommen. Im Wohnzimmer herrschte erneut Stille. Niemand sagte auch nur ein Wort, bis Herr Zimmer sich gefangen hatte.

„Es wäre wirklich jammerschade, wenn Sie bei Ihrer Meinung bleiben, Herr Reuter“, sagte er schließlich leise. „Ich wäre nicht hier, wenn Ihre Lea nicht so überaus talentiert wäre. Selbst wenn sie in einigen Jahren heiraten und Kinder in die Welt setzt, so ist sie ihr Leben lang doch glücklich, ihren Weg gegangen zu sein. Sie wäre für die Zukunft gewappnet, wäre ihren Kindern ein Vorbild. Aber

vor allem könnte sie unabhängig und selbstbestimmt leben, wenn sie das möchte. Ich bitte Sie inständig, Ihrer Tochter diese Chance nicht zu verbauen. Das wäre wirklich nicht zu entschuldigen.“

„So redet man nicht mit meinem Vater“, schrie meine innere Stimme. Damit hatte Herr Zimmer eine Linie überschritten und einen empfindlichen Punkt bei ihm getroffen, „*Seine Ehre*“. Ich hielt den Atem an. Im günstigsten Falle würde er sich jede Einmischung verbieten, eher zu erwarten war jedoch, dass er Herrn Zimmer hinaus bitten würde. Die Stille war unerträglich und mein Magen rebellierte.

Nach einer Weile durchbrach Vater die Stille. „Also gut. Von mir aus soll sie doch am Gymnasium ihre Schulpflicht erfüllen. Wenn sie es nicht schafft, hole ich sie danach runter und besorge ihr eine Stelle am Fließband.“

In diesem Augenblick fühlte es sich so an, als habe eine Wolke mich erfasst, die mich zum Himmel trug. Ich schaute sicherheits halber noch einmal durch den Türspalt und sah, wie Herr Zimmer Vaters Hand mit beiden Händen drückte.

„Ich danke Ihnen, Herr Reuter. Lea wird Sie nicht enttäuschen, davon bin ich überzeugt. Sie braucht jetzt viel Verständnis und Zuspruch, denn es wird hart für sie werden.“

Mit der Reaktion hatte ich nicht gerechnet. „Was heißt hier Verständnis und Zuspruch. Weiß er nicht, dass ich das gar nicht erwarte. Ich muss nicht in die Fabrik. Ich kann etwas lernen, das mir Freude macht.“

So, als wollte ich nicht noch eine Pointe verpassen, schaute ich noch einmal durch die Tür, gerade in die Augen meiner Mutter, die gläsern zu mir herübersahen. Meine Beine gehorchten mir nicht mehr und ich sackte neben der Türe zu Boden. Dort saß ich, bis Herr Zimmer sich verabschiedet und das Haus verlassen hatte.

Ohne mich bemerkbar zu machen, raffte ich mich auf, schlich leise in mein Zimmer und legte mich aufs Bett.

Vor Aufregung konnte ich nicht einschlafen. Ich versuchte meine Gedanken zu ordnen und dachte über die Gespräche meiner Eltern nach, die ich so gerne heimlich belauscht hatte. Wie gut konnte ich verstehen, dass ein zusätzliches Einkommen es für uns alle leichter machen würde. Stattdessen waren sie bereit, darauf zu verzichten und mir ein Studium zu erlauben. Die Entscheidung musste meinem Vater nicht leicht gefallen sein.

Am nächsten Morgen war ich bereits um sechs Uhr in der Küche, wo Vater und Mutter gemeinsam frühstückten. Es duftete nach Kaffee und frischem Brot. Aus dem Radio ertönte leise Musik. Vater saß vor seiner Zeitung und Mutter bereitete Spiegeleier zu. Es war eine vertraute Atmosphäre, ein zu Hause, wie es nicht jedem vergönnt war. Ein Gefühl tiefer Dankbarkeit erfüllte mich. Dennoch war da noch ein Funke Ungewissheit. Also ging ich vorsichtig hinein, so als könne alles durch ein Geräusch, ein unbedachtes Wort oder eine falsche Bewegung umgestoßen werden. Vater blickte von seiner Zeitung hoch und sagte dann mit der ihm eigenen Bestimmtheit: „Du kannst es versuchen. Wir geben Dir eine Chance. Eine Weitere wird es nicht geben.“ Also hatte er gewusst, dass ich gelauscht hatte. Mutter seufzte tief und fragte mich, als habe ich den Verstand verloren: „Willst Du Dir das wirklich antun?“

„Ja“, antworte ich fest. „Ich werde es schaffen. Ihr werdet schon sehen.“ Etwas früher als sonst lief ich zur Schule und geradewegs zum Büro des Schulleiters. Ich klopfte und Herr Zimmer öffnete mir persönlich die Tür. „Sie haben zugestimmt! Danke, dass Sie mir geholfen haben“, rief ich ihm begeistert entgegen.

Herr Zimmer lächelte mich zufrieden an. „Gleich heute werde ich mit meinem Kollegen Herrn Leclerque telefonieren und versuchen,

Dich noch zu Jahresbeginn im Gymnasium unterzubringen. Deine Eltern müssten Dich dann allerdings in den nächsten Tagen, also vor den Ferien, persönlich dort anmelden.“

„Aber mein Vater muss arbeiten“, erwiderte ich panisch und musste aufpassen, ihn nicht anzuschreien.

„Nur die Ruhe“, antwortete Herr Zimmer. „Deine Mutter kann auch alleine mit Dir zur Anmeldung gehen. Ich werde das mit meinem Kollegen besprechen. Komm gleich nach Schulschluss zu mir. Bis dahin werde ich ihn wohl erreicht haben.“

Ich ging hinaus und schaute auf den parkähnlichen Hof. Auf einer Bank entdeckte ich Monique und Karin.

„Da bist Du ja. Du strahlst ja wie ein Honigkuchenpferd“, rief Monique. Ich setzte mich auf die Plastikplane, die Monique auf der alten, nassen Bank ausgelegt hatte.

„Stellt Euch vor, ich werde ins Gymnasium wechseln“, sagte ich und konnte es selbst noch nicht glauben.

„Das ist ja toll. Ich auch“ erwiderte Monique. „Wir ziehen in den Ferien in die Stadt und im Herbst wechsle auch ich ins Gymnasium. Dann bleiben wir zusammen.“

„Kann sein, dass ich schon nach den Weihnachtsferien wechsle“, sagte ich und sah, wie Moniques Fröhlichkeit ihr aus dem Gesicht fiel.

„Nun stell Dich mal nicht so an“, meldete sich Karin. „Was soll ich denn sagen? Ich bin diejenige, die Ihr im Stich lasst. Doof finde ich das, doof.“ Wir legten beide unsere Arme um Karins Schultern und trösteten sie: „Wir sehen uns doch an den Wochenenden. Wir bleiben Freundinnen für immer.“ Überzeugt, uns niemals zu trennen, hakten wir uns ein und gingen in unsere Klasse.

Ich war unaufmerksam. Nichts anderes als der Schulwechsel beherrschte meine Gedanken. Der Tag schien länger als sonst. Meine Ungeduld tat körperlich weh. Mein Magen litt auf eine ganz eigenartige Weise. Schließlich fiel mir ein, dass ich noch gar nichts gegessen hatte. Das Pausenbrot, das ich mir morgens in aller Eile geschmiert hatte, verschlang ich wie eine Verhungerte. Danach ging es mir deutlich besser. In der vorletzten Stunde betrat Herr Zimmer energisch die Klasse.

„Lea, kommst Du mal bitte raus. Sie entschuldigen, Herr Kollege“, sagte er zu meinem Mathelehrer.

Monique kniff mir in den Arm und lächelte aufmunternd zu mir rüber. Ich stolperte über meine Tasche und fing mich in letzter Sekunde, bevor ich aus der Tür hinaus in den Flur stürzte und Herrn Zimmer in sein Büro folgte.

„Obwohl der Anmeldetermin für das Gymnasium bereits verstrichen ist, kann Deine Mutter Dich morgen, aber spätestens übermorgen anmelden“, sagte er eindringlich.

Ich wäre ihm am liebsten um den Hals gefallen, was allerdings völlig daneben gewesen wäre. Deshalb sah ich ihn so freudig an, dass meine Augen ihm jede Dankbarkeit zeigten, die man einem Menschen nur entgegenbringen konnte.

In diesem innigen Gefühl versunken, kam Herr Zimmer jetzt auf mich zu und nahm mich fest in den Arm.

„Ich wünsche Dir viel Glück und dass Du alles in Deinem Leben erreichen mögest, was immer Du Dir vornimmst. Ich weiß, dass Du das schaffen wirst. Glaube immer daran und lass Dir von niemandem etwas anderes einreden.“ Da waren sie, die Sätze, die mein Leben bestimmen sollten.

Überwältigt von so viel Anteilnahme und Unterstützung verließ ich

sein Büro. Ich lief auf die Toilette, schloss mich ein, heulte hemmungslos drauf los und war überglücklich, dass Herr Zimmer an mich glaubte. Er war niemand, der einem Honig ums Maul schmierte, eher jemand, der Tacheles redete. Dafür war er bekannt. Dass ausgerechnet er mir alles zutraute, bedeutete, dass ich es tatsächlich schaffen würde. Es läutete zur letzten Stunde und Monique lief mir entgegen.

„Und, wie war es?“

„Meine Eltern können mich anmelden“, sagte ich, konnte es jedoch selbst kaum glauben. „Ich bin ab Januar im Gymnasium. Ist das nicht toll?“

Monique freute sich sichtlich mit mir. „Oh ja, das ist es. Am liebsten würde ich auch schon wechseln.“

Am nächsten Morgen war ich wieder früh um sechs Uhr auf den Beinen. Um sieben Uhr saßen meine Mutter und ich im Bus in die Stadt.

„Wieso hat Herr Zimmer Dich neulich geduzt?“, fragte ich frei heraus. „Kennt Ihr Euch?“

Ich sah, dass Mutter nicht mit dieser Frage gerechnet hatte. Sie schaute mich ratlos an und es schien mir, als zöge eine leichte Panik über ihr Gesicht. Nach gefühlten zehn Sekunden fing sie sich. „Sie sucht sicher in ihrem Gedächtnis nach dem Anlass“, dachte ich.

„Du meinst, als er uns abends besucht hat?“ Ohne auf meine Antwort zu warten, drückte sie ihren Rücken durch, hob ihr Kinn und fuhr bestimmt fort. „Er war sicherlich in Gedanken.“

„So wird es gewesen sein“, dachte ich und prüfte sicherheitshalber genau ihre Mimik. „Quatsch, woher sollen sie sich kennen?“ Ihr Gesichtsausdruck wirkte jetzt wieder völlig belanglos.

Um 08.00 Uhr meldeten wir uns pünktlich im Direktionssekretariat. Diesmal ging es um die Wurst. *Meine einzige Chance*, hatte Vater gesagt. Es fühlte sich an, als sei ich gerade nackt durch ein Brennesselfeld gelaufen. Mein gesamter Körper brannte.

Monsieur Leclerque öffnete die Tür seines Büros und reichte meiner Mutter freundlich die Hand. Mich sah er skeptisch an.

„Du willst also mitten im Schuljahr von einer deutschsprachigen Grundschule ins Gymnasium wechseln?“

Ich nickte und brachte keinen Laut hervor. Noch bevor ich mich sammeln und etwas sagen konnte, fuhr er fort. „Du weißt, dass die Unterrichtssprache hier französisch ist. Es wird Dir also zunächst große Schwierigkeiten bereiten, dem Unterricht zu folgen. Ist Dir das klar?“ Ohne auf meine Antwort zu warten, referiert er weiter: „Ich glaube, Du nimmst Dir da etwas viel vor, kleines Fräulein. Wenn überhaupt, solltest Du Dich im nächsten Halbjahr einleben und das Schuljahr dann wiederholen. Du bist ja ohnehin ein Jahr jünger als Deine Klassenkameraden.“

„Du wirst es schaffen“, hatte Herr Zimmer gesagt und „Lass Dir von niemandem etwas anderes einreden.“

Also richtete ich mich im Stuhl auf, sah Monsieur Leclerque und meine Mutter fest an und antworte: „Ich bin davon überzeugt, es ohne Wiederholung zu schaffen.“

Meine sichere Antwort hatte wohl Monsieur Leclerques Urteil ins Schwanken gebracht. Er stand von seinem Stuhl auf, schritt im Zimmer auf und ab und sagte dann etwas zögerlich: „Wir werden sehen.“

Ich sah ihm in die Augen und wusste: „Er glaubt nicht an mich.“ Dieses grausame Gefühl kannte ich. „Er muss gar nicht an mich glauben. Er kennt mich ja nicht. Aber er wird mich kennenlernen“,